

SWR2 Forum Buch

Mit neuen Bücher von Manfred Geier, Lorenz Jäger, David Eagleman, Marcus Steinweg, Daniel-Pascal Zorn, Giorgio Agamben, Neuübersetzung von Voltaire

Sendung: Sonntag, 23. April 2017

Redaktion: Frank Hertweck

Moderation: Anja Höfer

Produktion: SWR 2017

Manfred Geier: Wittgenstein und Heidegger. Die letzten Philosophen

Rowohlt, 448 Seiten, 26,95 Euro

Rezension: Thomas Palzer

Lorenz Jäger: Walter Benjamin. Das Leben eines Unvollendeten

Rowohlt, 400 Seiten, 26,95 Euro

Gespräch mit Frank Hertweck

David Eagleman: The Brain. Die Geschichte von dir

Aus dem Englischen von Jürgen Neubauer

Pantheon, 224 Seiten, 22,99 Euro

Rezension: Oliver Pfohlmann

Marcus Steinweg: Splitter

Matthes & Seitz, 205 Seiten, 16 Euro

Lesung: Anja Höfer

Daniel-Pascal Zorn: Logik für Demokraten. Eine Anleitung

Klett-Cotta, 314 Seiten, 20 Euro

Rezension: Alexander Wasner

Giorgio Agamben: Die Erzählung und das Feuer

Aus dem Italienischen von Andreas Hiepko

Fischer Verlag, 144 Seiten, 18,99 Euro

Rezension: Moritz Holler

Voltaire: Der Fanatismus oder Mohammed

inklusive der Essays: Predigt der Fünzig und Von dem Korane und dem Mahomed

Neuübersetzung aus dem Französischen von Tobias Roth

Verlag Das Kulturelle Gedächtnis, 160 Seiten, 20 Euro

Gespräch mit dem Übersetzer Tobias Roth

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Manfred Geier: Wittgenstein und Heidegger. Die letzten Philosophen Von Thomas Palzer

Beide wurden sie 1889 geboren - und beide bevorzugten es, in einer Hütte in Klausur zu gehen, wenn sie philosophisch arbeiteten – der eine zog an die Westküste Irlands oder nach Norwegen, der andere nach Todtnauberg im Schwarzwald.

Wenn der Autor und Publizist Manfred Geier in seinem neuesten Werk, das sich mit Ludwig Wittgenstein und Martin Heidegger beschäftigt, von den beiden als den „letzten Philosophen“ spricht, dann meint er damit nicht, dass es heute keine Philosophen mehr gäbe. Die „letzten Philosophen“ – das ist nicht zeitlich gemeint. Vielmehr zielt Geier mit seinem vieldeutigen Adjektiv auf einen gängigen Relativismus, der für eine tiefgreifende Banalisierung der Gegenwart verantwortlich ist. Denn wenn mit dem Wort *Philosophie* jene Strategie gemeint sein soll, die versucht, die Welt *als Welt* zu fassen, *als* je diese konkrete Welt, muss sie den Mut haben, die Synthese zu wagen und aufs Ganze zu zielen. Nur so bewahrt sie gegenüber den Absorptionsversuchen der Einzelwissenschaften ihre Eigenständigkeit, die gerade in der Überwindung der je nur beschränkt gültigen Standpunkte besteht.

In diesem Sinn wäre ja auch Heidegger zu verstehen, wenn er uns die Formel zumutet, dass die Wissenschaft nicht denke. Wie kommt man auf einen solchen Gedanken, der doch allem widerspricht, was für den Zeitgenossen heilig ist: die Verwissenschaftlichung sämtlicher Bereiche durch Fach und Fachexperte. Für Heidegger und Wittgenstein ist die Philosophie kein „Fach“.

Wissenschaft, folgen wir Heidegger, denkt deshalb nicht, weil sie am Leitfaden der Logik gewissermaßen wie auf Schienen dem *wenn, dann*-Prinzip folgt. Immer folgt etwas auf etwas Anderes. Für jede Wirkung unterstellen wir eine Ursache – und unterstellen überhaupt, dass Phänomene *Wirkungen* sind. Kausalität, und das hat schon Hume gesehen, liegt jedoch nicht in der Natur, sondern im Verstand. Mit anderen Worten: Der Satz vom Grund, auf dem alle Kausalität beruht, hat seinerseits *keinen* Grund.

Dazu kommt der gern übersehene Skandal, dass in den Wissenschaften der Mensch *nicht* vorkommt, weder in der Chemie, noch in der Physik, noch überhaupt in irgendeiner sogenannten Naturwissenschaft. Doch Aufgabe der Philosophie ist es, niemanden mit den letzten Fragen allein zu lassen. Umgekehrt bedeutet der Verzicht auf Letztbegründung nämlich, dass Philosophie die ihr eigentümliche Beunruhigung nicht mehr ernst nimmt. Wahrheit konfrontiert die Welt ja gerade mit sich selbst; sie lässt sich darum nicht auf bloße Richtigkeit reduzieren. Die letzten Philosophen sind also diejenigen, die weniger Philosophiegeschichte betreiben, um Wahrheit auf historische Richtigkeit zu verkürzen. Vielmehr begreifen sie, dass jede Philosophie nichts Anderes ist als der Philosoph.

Wittgenstein wie Heidegger waren Metaphysiker. Während der eine, wie Geier zeigt, „gegen die Grenzen der Sprache anrennen“ wollte, erkannte der andere, dass ein „Sichverständlichmachen“ nichts anderes bedeute als den „Selbstmord der Philosophie“. Für

beide war die Sprache das Fragwürdigste – aber das in einer Weise, die jede geläufige Sprachkritik übersteigt, sofern diese auf logische Widerspruchsfreiheit bezogen bleibt. Und genau in dieser *metaphysischen* Sprachkritik, die auf die imaginative Not von Sätzen anspielt, die auf Metaphern und Tropen verzichtet, weil in ihnen nur dekorative Elemente gesehen werden, liegt die Ursache, weshalb Wittgenstein und Heidegger keine Antipoden gewesen sind, wie man lange geglaubt hat. Nicht von ungefähr wendet sich Heidegger in seiner Spätphilosophie der Dichtung zu – während Wittgenstein schon im *tractatus* den berühmten Satz formulierte, dass man über das, worüber man nicht sprechen könne, schweigen müsse. Metapher und Trope sind aber genau das: keine Ornamente, erst recht keine Aussage, sondern die Zeigeelemente der Sprache.

Trotz der unterschiedlichen Wege, die sie jeweils mit ihrer Philosophie einschlugen, sind sie in Wahrheit Komplizen, denn – und das arbeitet Manfred Geier in seinem Buch sehr anschaulich heraus - beiden gilt die Sprache selbst als Generalwissenschaft vom Menschen, als *Haus des Seins* und eigentliche Metaphysik.

Unter Wittgensteins Einfluss wurde Philosophie im vergangenen Jahrhundert hauptsächlich als Sprachkritik verstanden – als ein Instrument, um aller Metaphysik und ihren „unsinnigen“ Sätzen eine grundsätzliche Absage zu erteilen. Metaphysik sollte durch die logische Analyse der Sprache endgültig überwunden werden, in dem sie Metaphysik als Hokusfokus eines fehlerhaften Sprachgebrauchs entlarvte. Doch schon Kant hatte darauf hingewiesen, dass Beweisbarkeit kein zureichendes Kriterium für vernünftige Annehmbarkeit ist. Zwischen dem, was sich ausdrücken lässt – den innerweltlichen, naturwissenschaftlichen Tatsachen -, und dem, was ist, sich aber logisch *nicht* ausdrücken lässt - die mystische Verwunderung darüber, dass Welt ist und nicht vielmehr nichts - besteht eine abgründige Differenz – eine, wenn man so will, ontologische Differenz zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten.

In seiner Dissertation befasste sich Heidegger mit der Kategorienlehre des Duns Scotus – in Wahrheit Thomas von Erfurt. Der hatte mit seiner *spekulativen Grammatik* auf dem Spiegelverhältnis zwischen Welt, Vernunft und Sprache beharrt – ganz anders als die Moderne, die bekanntlich glaubt, dass Sprache schlecht oder gar nichts repräsentiert, vielmehr ein Geräusch ist, arbiträr, und auf nichts weiter beruht als auf Konvention. Wittgenstein hat Teile von *Sein und Zeit* gelesen – und anders als diejenigen behaupten, die den Philosophen nur ungenau gelesen haben, ist er nie ein Feind der Metaphysik gewesen. Vielmehr versuchte er die Sinnressourcen zu verdeutlichen, die in metaphysischen Texten wie denen Heideggers ausgedrückt sind. *Sein* ist ein metaphysisches Wort, weil es auf etwas zeigt, was jenseits der Empirie liegt. Es zeigt auf etwas Absolutes, das seinerseits nicht mehr begründet werden kann. Sprechen kann die Sprache davon nicht, jedenfalls nicht so, wie sie von Tatsachen spricht. Deshalb muss man gegen die Grenzen der Sprache anrennen, wie Wittgenstein meinte – und Heidegger in *Sein und Zeit* ausführte, in dem er den Sinn von Sein als Zeit fasste: Sein als Zeit.

Manfred Geiers Essay über die beiden letzten Philosophen ist ein lesenswertes und erhellendes Stück Kulturgeschichte vor dem Hintergrund jenes epochalen Bruchs, dessen Verursacher im selben Jahr wie die Protagonisten geboren wurde: Adolf Hitler.

David Eagleman: The Brain. Die Geschichte von dir Von Oliver Pfohlmann

Worin besteht eigentlich der Unterschied zwischen Schlafen und Wachsein? Ganz einfach, denkt man: Im einen Fall ist das Gehirn inaktiv, im anderen nicht. Doch das ist falsch. Denn die Abermilliarden von Nervenzellen in unseren Schädeln kommunizieren ständig miteinander, tagsüber genauso wie nachts. Nur der Rhythmus ihrer Aktivität verändert sich: Im Wachzustand ist er komplex, ähnlich dem Durcheinander zahlloser Gespräche von Stadionzuschauern. Wenn wir schlafen, feuern die Neuronen dagegen koordiniert und synchron – „als würden“ – Zitat – „ununterbrochen La-Ola-Wellen durch das Stadionrund laufen“.

Das anschauliche Bild von den nächtlichen La-Ola-Wellen im Kopf findet sich in David Eaglemans neuem Buch „The Brain. Die Geschichte von dir“. Der 45-jährige Amerikaner leitet das Baylor College of Medicine in Houston, wo er zum Beispiel für Gehörlose eine Weste entwickelt hat, die Geräusche in sanfte Vibrationen am Rücken übersetzt und somit ein alternatives Hören ermöglicht. Berühmt wurde Eagleman jedoch vor allem aufgrund seines erstaunlichen Talentes zur populärwissenschaftlichen Vermittlung der Hirnforschung, wie in seinem Bestseller „Incognito“ von 2010. Zuletzt produzierte und moderierte David Eagleman eine Doku-Serie fürs US-Fernsehen, eben „The Brain“, deren Begleitbuch nun auch auf Deutsch erschienen ist.

Wie „Incognito“ bietet auch „The Brain“ einen höchst unterhaltsamen Parforceritt durch die Welt der Neurowissenschaften. Dabei geht es nicht nur um die Hirnentwicklung von Säuglingen oder das Rätsel, wie das Gehirn aus den verschiedenen sinnlichen Daten ein einheitliches Bild der Welt erstellt. Sondern auch um Science-Fiction-Fragen wie die, ob sich der Geist eines Menschen eines Tages ins Internet hochladen lässt. Mit seinem Plauderton erweist sich der US-Forscher dabei als typischer Vertreter angelsächsischer Wissenschaftsprosa. Dass er in der deutschen Ausgabe den Leser sogar duzt, irritiert jedoch zumindest anfänglich.

Was die Lektüre von Eaglemans Einführung rasch klar macht: Die Besonderheit jener etwa anderthalb Kilo an grauem Wackelpudding unter der Schädeldecke liegt in ihrer Plastizität. Denn die Milliarden von Hirnzellen und Billionen von Synapsen sind „dynamisch verdrahtet“ – passen sich also an ihre jeweiligen Umwelten an. Eagleman berichtet von Untersuchungen an Londoner Taxifahrern, die sich zigtausend Straßen und Sehenswürdigkeiten merken müssen. Bildgebende Verfahren offenbarten bei ihnen eine enorme Vergrößerung jener Hippocampusregion, die fürs räumliche Denken zuständig ist – vergleichbar dem Bizeps eines Bodybuilders.

Was immer ein Mensch erlebt, schreibt sich in seine Synapsen ein, betont David Eagleman und vergleicht die Einzigartigkeit eines jeden Gehirns mit der von „Schneeflocken“. Gerade bei Neugeborenen sei daher eine möglichst anregende Umgebung wichtig. Was passiert, wenn diese fehlt, zeigt das traurige Beispiel von Kindern, die in den 80er Jahren in rumänischen Waisenhäusern aufwuchsen und von ihren Betreuern absichtlich vernachlässigt wurden. Doch selbst deren verkümmerten kognitiven und emotionalen Fähigkeiten konnten später, bei entsprechender Förderung, zum Teil noch ausgeglichen werden, betont der Hirnforscher. Für die Anpassungsfähigkeit des Gehirns findet sich in seinem Buch eine ganze Reihe erstaunlicher Beispiele. Das schon erwähnte alternative Hören mittels Vibrationsweste etwa sei möglich, weil

dem Gehirn egal sei, woher sein Input kommt, Hauptsache, es kann im ankommenden Datensalat Muster erkennen.

Diese identifizierten Muster sind dann laut Eagleman die Grundlage für den „Film“, den uns unser Gehirn als „die Wirklichkeit“ präsentiert – vergleichbar einer Fernsehsendung, die man zwar nicht abschalten könne, die aber zumindest exklusiv nur für einen selbst laufe. Die Wirklichkeit „an sich“ dagegen, also unabhängig von dem, was unser Gehirn daraus macht, sei stumm, farb- und geruchslos, behauptet der Hirnforscher – eine zwei Jahrhunderte nach Kants Erkenntniskritik durchaus kühne These. Denn wie die Welt „an sich“ beschaffen ist, kann auch ein Neurologe nicht wissen.

Überhaupt überzeugt Eaglemans Buch immer weniger, je mehr es darin um philosophische Fragen wie die nach Ich-Bewusstsein, Identität oder Ethik geht. Dass das Gehirn bei all dem eine Rolle spielt, zeigt der von Eagleman geschilderte Fall von Charles Whitman, der 1966 bei einem Amoklauf im texanischen Austin 13 Menschen tötete. In seinem Abschiedsbrief schrieb der bis dahin unbescholtene Student, er verstehe sich selbst nicht mehr und werde immer mehr von aggressiven Gedanken bedrängt. Weil er hinter seiner Persönlichkeitsveränderung eine körperliche Ursache vermutete, bat er darum, ihn nach seinem Tod zu obduzieren. Tatsächlich entdeckten Ärzte später einen Tumor in seinem Gehirn, der gegen die sogenannte Amygdala drückte, eine Hirnregion, die für die Entstehung von Angst und Aggression zuständig ist.

Hätte sich Charles Whitman dennoch anders entscheiden können? War er nun verantwortlich für seine Tat oder nur das Opfer seiner Erkrankung? Es ist die alte Frage nach der Willensfreiheit des Menschen, die Whitmans Fall aufwirft. David Eagleman räumt zwar ein, dass die Hirnforschung die Existenz eines „freien Willens“ noch nicht habe widerlegen können. Aber bei unseren Entscheidungen seien Gene und Erfahrungen wichtiger; der Hirnforscher vergleicht das Bewusstsein sogar mit einem bloßen „Beifahrer“ im Auto. Dem er den Ratschlag gibt, sich im Alltag möglichst nicht einzumischen; am besten fahre man, wenn man sich seinen unbewussten Automatismen überlässt wie ein Fußballspieler oder Kletterer.

Für den Leser bleibt damit offen, wer denn nun eigentlich der Autor dieses Buches ist – David Eagleman oder sein Gehirn? Sicher scheint nur, dass beiden die philosophischen Einwände gegen den heutigen Neurozentrismus der Humanwissenschaften – hierzulande formuliert etwa von Michael Pauen, Philipp Hübl oder Markus Gabriel – unbekannt sind; anders ist die häufige Verwechslung von neuronaler und Bewusstseinssebene nicht zu erklären. Anfechten dürfte den Hirnforscher das nicht, der im Rechtssystem konsequenterweise Gefängnisstrafen durch Therapien ersetzen will. Im Fall der Probandin Karen, die Eagleman mittels Neuro-Feedback von ihrer Cracksucht kurierte, leuchtet das durchaus ein: Die Suchtpatientin bekam Bilder der Droge zu sehen und konnte zugleich in Echtzeit verfolgen, wie bei ihr bestimmte, für Sucht und kurzfristiges Lustempfinden zuständige Hirnregionen automatisch aktiv wurden. Ihre Aufgabe war es dann, durch Sich-ins-Gedächtnis-Rufen der Folgen ihres Konsums alternative Hirnregionen zu aktivieren – und so das langfristige Denken der Impulskontrolle zu stärken. Ein überzeugender Ansatz, keine Frage. Spätestens aber, wenn Eagleman auch Phänomene wie Gewalt oder Völkermord mit – Zitat – „Kurzschlüssen“ im Gehirn erklärt, wird es grotesk.

Daniel-Pascal Zorn: Logik für Demokraten. Eine Anleitung Von Alexander Wasner

„Logik für Demokraten“ - der Titel ist ziemlich schmissig. In Zeiten des grassierenden Populismus wagt hier ein für Philosophen mit Mitte 30 immer noch junger Wissenschaftler einen Beweisgang: Seine These: Die offene demokratische Gesellschaft der Gegenwart ist logischerweise so. Sie ist kein beliebig ausgewähltes Modell aus einem mehr oder weniger großen Katalog möglicher Gesellschaftsformen. Sie ist vernünftigerweise so, wie sie ist, und man muss und kann sie mit Argumenten verteidigen. Welche sprachlich-argumentativen Waffen sie dafür zur Verfügung hat, auch das beschreibt er. Leider scheint das ja derzeit überall in Europa und darüber hinaus notwendig geworden zu sein. Daniel Pascal Zorn erzählt auch, warum Populisten erst mal ein leichtes Spiel haben – und warum sie dann nach erstaunlich schnellen Anfangserfolgen gerne mal auf ihren gezinkten Karten sitzen bleiben.

„Vernunft verteidigt sich selbst – und Unvernunft schlägt sich selbst“, Diesen Satz zitiert er gleich mehrfach im Buch. Daniel-Pascal Zorn beschreibt drei Denkformen: Das populistische Denken, das totalitäre und das demokratische. Im Mittelpunkt stehen jeweils Strategien und häufige Argumentationsmuster, die dann auf Selbstbezüglichkeit und Konsistenz geprüft werden.

Die Logik, Genauer noch etwas, das er Reflexionslogik nennt, ist dabei das Instrument, mit dem er sich seinen Gegnern nähert. Erstens will er ihnen nachweisen, wo sie sich in den Bereich der dogmatischen Setzung verirren, also Dinge behaupten statt begründen – und zweitens will er zeigen, wo sie sich selbst widersprechen, indem die Form und ihr Inhalt nicht zusammenpassen, also das, was auch als performativer Widerspruch bezeichnet wird.

Daniel-Pascal Zorn benutzt dafür das gesamte Arsenal der Philosophiegeschichte und der Gesellschaftsgeschichte. Er zitiert Platons großen Dialog „Gorgas“ genauso wie Gramscis Theorie der kulturellen Hegemonie. Die Versuche, mit dogmatischen Setzungen jede Diskussion zu unterbinden sind zahlreich, seit bei den alten Griechen die Sophisten versuchten, ihre schwachen Argumente aufzublasen, um ihre Machtinteressen zu verfolgen.

Populistisches Denken neigt zum Totalitären – auch dem spürt Zorn nach. Wenn ein Populist merkt, dass seine Argumente nicht tragen, muss er die Position aufgeben – oder radikalisieren. Daniel Pascal Zorn bietet an der Stelle Nietzsche als Kronzeugen auf: Sein bekannter Topos vom „Willen zur Macht“ sei einfach allen Menschen eigen – und Macht, das sei nichts anderes als Selbstermächtigung, ein Versuch, dem Nichts zu trotzen

„Der Wille zur Macht ist die Möglichkeit, etwas tun zu können, etwas zu etwas anderem zu machen. Jagd und Ackerbau, Gewalt und Geschichten erzählen, alles das ist der Wille zur Macht. Damit ist nicht er das Problem. Sondern seine Verabsolutierung. Sowohl das Dogma der Gewalt, als auch das Dogma der Moral nimmt den Willen zur Macht als Willen zur Allmacht in Anspruch. ... Wer in einer dogmatischen Ordnung lebt, kann sich nur im eigenen erkennen und

muss das Fremde verdammen. Aber wer in der Ordnung lebt, die Nietzsche vorschlägt, der kann im Fremden das Eigene erkennen und im Eigenen das, was er mit dem Fremden gemeinsam hat. Das ist etwas anderes als eine dogmatische Moralordnung, die reine Gutwilligkeit vorschreibt und sich gegen ein rein Böses richtet.“

Das etwas längere Zitat zeigt, wie Daniel-Pascal Zorn immer wieder auf seine beiden zentralen Themen zurückführt. Die ganze Philosophiegeschichte ist Steinbruch für sein Anliegen: Totalitäres Denken geht nicht ohne Dogmen und innere Widersprüche. Und die kann man mit etwas Übung finden. Zorn hat im vergangenen Jahr seine sehr umfangreiche, preisgekrönte Dissertationsschrift veröffentlicht: „Vom Gebäude zum Gerüst“ untersuchte reflexionslogisch die halbe Philosophiegeschichte. Das vorliegende Buch ist der alltagskompatible Auszug einer erstaunlichen Anstrengung, mit einem ausführlichen Glossar der unter Populisten gängigen Argumentationsmuster. Das Buch ist immer noch nicht ganz leicht lesbar – aber man wird belohnt, wenn man auf Seite 200 etwa an den Punkt kommt, an dem sich das Dickicht lichtet und das freie Gelände erreicht wird. Da, wo es um die demokratische Gesellschaft geht, spürt der Leser: Demokratie ist mehr als eins von mehreren Modellen, unter denen Gesellschaften wählen können – Demokratie in einer offenen Gesellschaft ist die einzige Methode, katastrophenfrei mit den Problemen der Gegenwart fertig zu werden. Und es geht um die repräsentative, hiesige und heutige Demokratie. Nur hier verteidigt sich die Vernunft selbst, nur hier ist immer jemand, der austarieren kann, wenn jemand entgleist.

„Die hier entwickelten Gedankengänge versuchen aktiv, ein ungewöhnliches Licht auf bereits bestehendes Wissen zu werfen“ - so beschreibt er seine Absicht. Es geht nicht um etwas Neues, sondern darum, noch einmal zu verstehen, warum unsere Gesellschaft ist, wie sie ist: Man soll „sich irritieren lassen“ - da beruft Daniel-Pascal Zorn sich auf die Absichten von Sokrates. Aber die idealtypische Demokratie, die er zeichnet – das ist leider nicht die, in der wir leben. Denn an der kann die Vernunft bekanntermaßen verzweifeln. Die Zuversicht, dass sie das nicht muss – die formuliert und deduziert Daniel-Pascal Zorn allerdings glänzend.

Giorgio Agamben: Die Erzählung und das Feuer

Von Moritz Holler

In insgesamt zehn Essays umkreist Giorgio Agamben in „Die Erzählung und das Feuer“ das Thema Literatur. Dabei verfolgt er facettenreich verschiedene Fragestellungen. Der Begriff, der das Buch wie ein roter Faden durchzieht, ist jener der Potenz. Für Agamben lebt die Potenz als „schöpferisches Prinzip“ im geschriebenen Werk fort. Bei geschätzten Autoren finde er die „Entfaltbarkeit etwas ungesagt Gebliebenen oder bewusst nicht Gesagten“ vor, die ihn inspiriere. So knüpft er etwa an Gilles Deleuze an, für den der Schöpfungsakt eine Widerstands- und Befreiungshandlung darstellte. Diesen Gedanken führt Agamben mit dem aristotelischen Erklärungsmodell für den Akt der Kreation, dem Dualismus von Akt und Potenz, zusammen und schließt daraus: Auch die Impotenz sei für den künstlerischen Ausdruck wesentlich. Sie fungiere als „kritische Instanz“, die „den blinden Drang“ der - hier ähnlich einer lebensphilosophischen, alles durchströmenden Urkraft gedachten - Potenz bremse, und dergestalt eine Verausgabung verhindere. Eine solche Inaktivität, begriffen als Außerkraftsetzung sprachlicher, körperlicher und sozialer Tätigkeiten, sei überhaupt erst die Voraussetzung, sich dem Möglichen zu öffnen. Die Poesie etwa entsage den „kommunikativen und informativen Funktionen der Sprache“, um sie „jenem Unlesbarem zurückzuerstatten, aus dem sie hervorgegangen ist und in das sie zurückzukehren trachtet“. In deutscher Sprache verkörpert die Hymnen Friedrich Hölderlins und die Gedichte Georg Trakls jene höchste Stufe selbstdienlichen Sichversenkens.

Profunde Kenntnisse in Religionswissenschaften, Philosophie, Literatur und den bildenden Künsten stecken Agambens immensen Referenzhorizont ab. Spektakuläre, häufig assoziativ-argumentative Beweisführungen führen ihn zu einer Reihe origineller Denkfiguren und machen „Die Erzählung und das Feuer“ zu einer anregenden Lektüre. Seine Sprache oszilliert dabei zwischen Poesie und Abstraktion. Dabei schätzt der italienische Philosoph das Paradox, das ihm geeignet scheint, komplexe Wirklichkeiten in Bilder zu bannen. So entwickelt er aus einer Randbemerkung in einem Briefs Paul Celans an Ingeborg Bachmann eine umfassende Charakterisierung von Celans Werk, die er in einem pointierten Paradox festhält.

Der neunte Essay „Vom Buch zum Schirm. Das Vor und das Nach des Buches“ stellt in Punkto Anschaulichkeit, Argumentation und Aussagekraft den Höhepunkt des Buches dar. Wieder dient Agamben der Ansatz eines anderen Denkers als Ausgang seiner Gedankenkette, der letzten Vorlesung von Roland Barthes am Collège de France über die „Vorbereitung des Romans“. Von hier aus entspinnt Agamben meisterlich das für ihn elementare Konzept des „Vor“ eines Buches, das die geläufige Trennung von Fragment und fertiggestelltem Werk ins Wanken bringt. Alles, was das vollendete Buch erst ermögliche, etwa Aufzeichnungen und Entwürfe, würde keine Daseinsberechtigung zugestanden, da der künstlerische Ausdruck mit dem „theologischen Paradigma der göttlichen Welterschaffung“ gleichgesetzt werde. Und dort sei die Frage danach, was Gott tat, bevor er die Welt erschuf, nicht vorgesehen. Für Agamben ist die Entstehung eines Textes indes ein als unendlich denkbarer Prozess der Potenz, der vom Autor irgendwann schlicht unterbrochen würde. Jedes Werk sei letztlich ein Fragment, enthalte

es doch jene eingangs erwähnte Restpotenz, die für eine Lektüre und Rezeption überhaupt erst die Voraussetzung schaffe. Nichts trenne somit ein vollendetes von einem unvollendeten Werk. Das „Nach“ eines Buches veranschaulicht Agamben an Augustinus' „Retractationes“ und Friedrich Nietzsches „Ecce homo“, mit denen die Autoren ihre eigenen Werke einordneten und so weiterschrieben. Für Agamben steht fest: Nur in jenem Vor und Nach eines Werkes sei seine Potenz, der Stoff aus dem es gemacht sei, „unmittelbar erfahrbar“.